



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Unsere koloniale Zukunftsarbeit

Rohrbach, Paul

Stuttgart, [1915]

urn:nbn:de:gbv:46:1-10003



Unsere koloniale Zukunftsarbeit

Von Paul Rohrbach



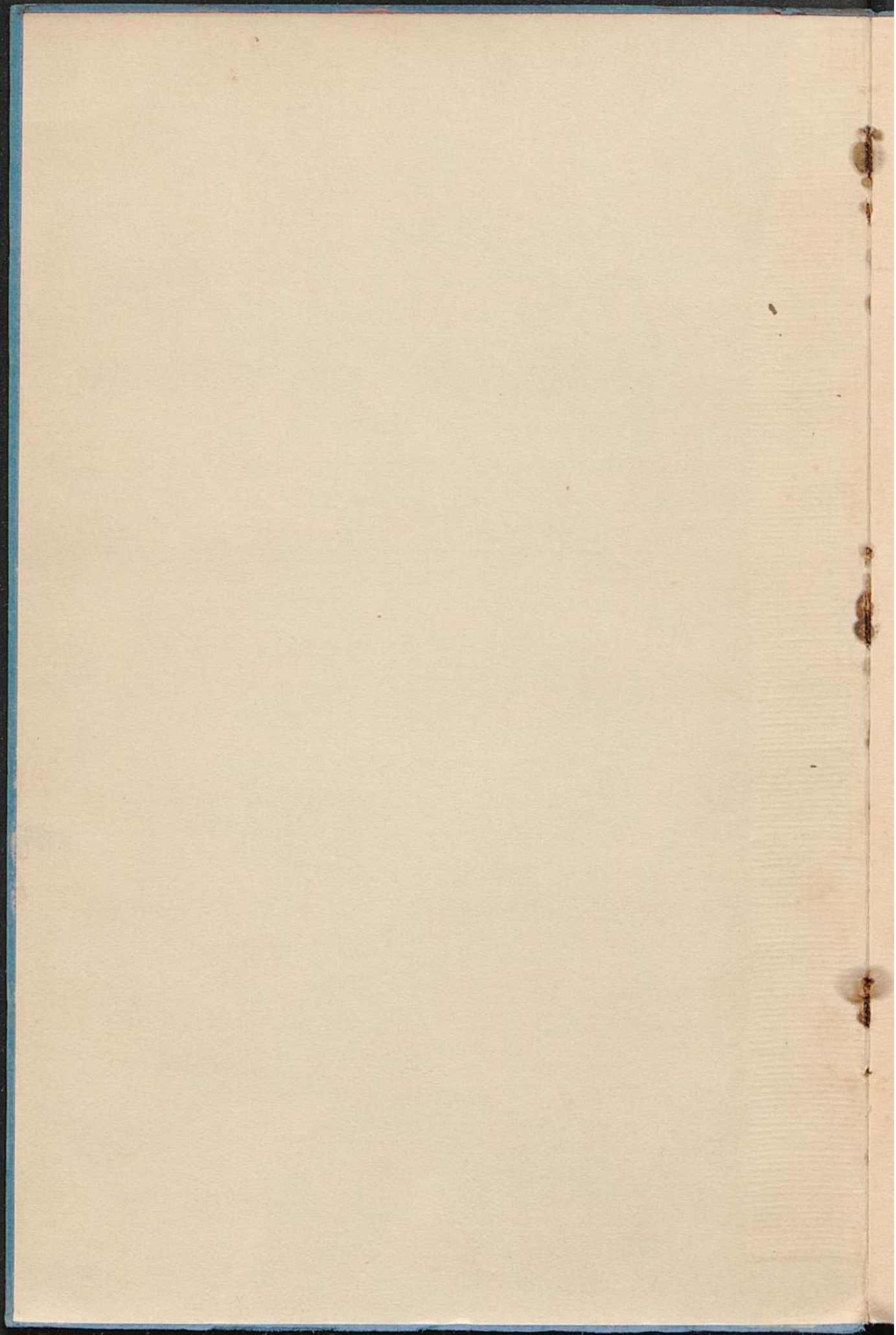
IX. c. 3963

1915: 460.

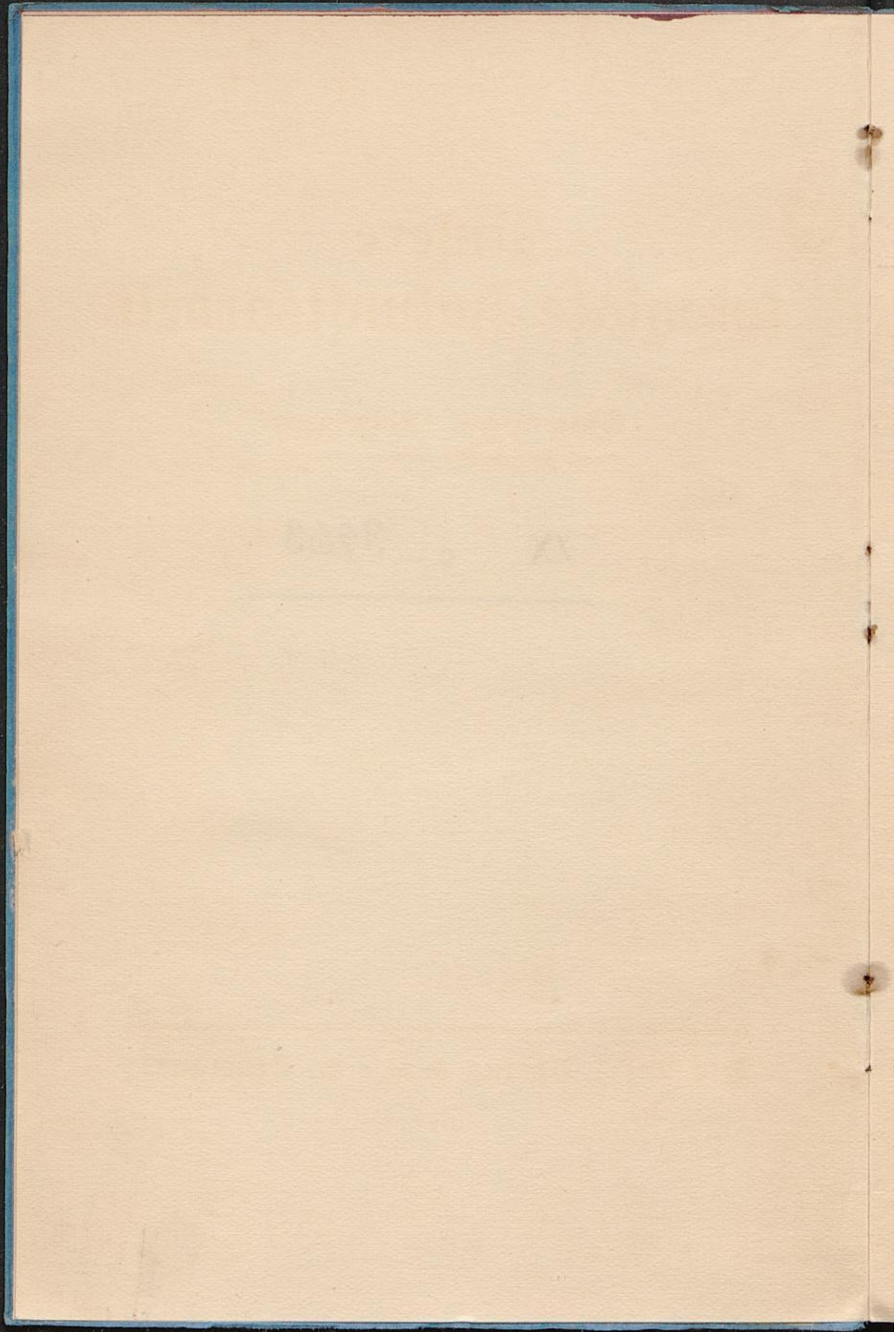
Die Lesse, Verlag G. m. b. H., Stuttgart

IX
c.
3963

Unsere
koloniale
Zukunftsarbeit
von Paul Kohrbach



IX . . c . 3963 .



Unsere koloniale Zukunftsarbeit

Von Paul Rohrbach



IX. c. 3963

1915 : 460.

Die Lesse, Verlag G. m. b. H., Stuttgart

22

Grüne
koloniale Gutkunstarbeit

Von Paul Wehr



Greiner & Pfeiffer, Kgl. Hofbuchdrucker, Stuttgart

Es ist eine etwas eigentümliche Sache, heute von Kolonien und kolonialen Dingen zu sprechen, wo niemand die Frage beantworten kann, was wir nach dem Kriege an Kolonien haben werden. Über Friedensbedingungen und Kriegsziele zu diskutieren, ist außerdem verboten. Wir werden uns also auch an dieses Verbot halten müssen, und wenn trotzdem diese und jene zukünftigen Möglichkeiten ins Auge gefaßt werden, so bitte ich, sie sämtlich als hypothetisch zu betrachten.

Darüber werden wir alle einig sein, daß der Ausdruck „ein deutsches Kolonialreich“, auf unseren bisherigen Kolonialbesitzstand angewendet, reichlich optimistisch war. Man kann wohl von einem englischen, einem französischen, einem niederländischen Kolonialreich sprechen — ein deutsches Kolonialreich hat es aber bisher nicht gegeben, sondern nur Ansätze zu einem solchen. Das haben wir ja auch vor dem Kriege gewußt, und unsere Bemühungen in Afrika während der letzten Jahre zielten darauf

hin, aus diesen vorhandenen Ansatzstücken ein wirkliches Kolonialreich zu machen. Darauf ging auch der ganze Marokkohan- del aus. Unsere Regierung war sich, im Gegensatz zu anderen Meinungen, die darüber bestehen, von Anfang an darüber klar, daß keine Absicht vorlag, Marokko oder ein Stück von Marokko zu okkupieren und zu behalten. Ich glaube, ich werde nicht im Verdacht stehen, daß ich ein zu großer Lobredner unserer auswärtigen Politik bis zum Kriege gewesen bin, denn ich habe stets offen kritisiert, was mir kritikbedürftig schien. Um so eher darf ich in diesem Falle, d. h. in der Marokkofrage, mich auf die Seite unserer auswärtigen Politik stellen und sagen: nach meiner Kenntnis — und ich glaube, gut orientiert zu sein — bestand nicht die Absicht, etwas von Marokko zu behalten, sondern nur die, gewisse Ansprüche, die wir in Marokko geltend machen konnten, als Kompensation mit dem Zweck einer Verstärkung unserer Kolonialstellung zu benutzen. Man war von vornherein entschlossen, die Franzosen dafür zahlen zu lassen, daß wir uns in Marokko als politisch uninteressiert erklärten — politisch uninteressiert, nicht wirtschaftlich. Den Franzosen fiel das sehr schwer, und sie haben schon damals stark mit

dem Gedanken gekämpft, ob sie nicht lieber Krieg machen sollten. Sie haben es dann doch nicht getan, erstens, weil Rußland nicht fertig war und zweitens, weil die Engländer sich damals — 1911 — noch nicht recht entschließen konnten. Daher gingen sie schweren Herzens auf den Handel ein, uns ein Stück von ihrem Kongobesitz abzutreten, wogegen wir erklärten, auf die Geltendmachung politischer Ansprüche in Marokko zu verzichten.

Bei uns hat man vor dem Kriege den Fehler gemacht, daß man einfach das sogenannte Neukamerun nahm, es dem Verzicht auf Südmarokko — so faßte das Publikum die Sache auf — gegenüberhielt und sich fragte: Was wäre Südmarokko wert gewesen und was ist Neukamerun wert? Natürlich fiel der Vergleich zuungunsten von Neukamerun aus. Auch das war nicht ganz richtig. Ich bin in Neukamerun gewesen, habe ziemlich viel davon gesehen und kann sagen, das Land ist, im ganzen genommen, gar nicht so schlecht, wie es gemacht wurde. Das eigentliche Ziel, das wir mit der Erwerbung von Neukamerun verfolgten, konnte man vor dem Kriege aber doch nur sehr andeutungsweise enthüllen. Jetzt ist das anders. Über das, was vor dem Kriege war, ist ja kein Schweige-

gebot erlassen, darüber können wir uns also offen unterhalten. Sie werden von den Verhandlungen über Neukamerun her noch in Erinnerung haben, daß sich zwei merkwürdige Zipfel oder Hörner von unserem neuen Besitz bis an das belgische Kongogebiet erstreckten. Diese Zipfel spielen eine große Rolle bei dem ganzen Tauschgeschäft, denn mit ihnen reichten wir bis an das schiffbare Kongosystem und direkt bis an das belgische Kolonialgebiet heran.

Frankreich besaß von alters her ein Vorkaufsrecht auf den früheren Kongostaat, die spätere belgische Kongokolonie. Auf dieses Vorkaufsrecht hat Frankreich in dem Marokko-Kongohandel gleichfalls verzichtet, in etwas verklausulierter, aber praktisch wirksamer Form. Dieser Punkt des Abschlusses ist damals viel zu wenig beachtet worden; es war aber gerade ein Hauptstück dabei, daß Frankreich auf sein Vorkaufsrecht verzichtete und die Grenze von Deutsch-Kamerun an zwei Stellen bis an das eigentliche Kongoland herantreten ließ.

Gut Unterrichtete wußten schon damals, daß die Meinung in Belgien in bezug auf den Kongobesitz keineswegs sehr hoch war. Schon beim Übergang des Kongostaates in den Besitz des belgischen Staates — ursprünglich war der Kongo-

staat Eigentum des Königs Leopold II., nicht aber belgische Kolonie — war die Regierung im belgischen Parlament auf wenig Liebe gestoßen. Es gelang ihr zwar, den Widerstand des Parlaments zu überwinden und den Kongostaat als belgische Kolonie erklären zu lassen, aber es war auch klar, daß nach dem langjährigen Raubsystem unter Leopold II. eine lange Reihe von Jahren hindurch Geld in die Kolonie hineingesteckt werden mußte, um die Sünden des alten Systems wieder gutzumachen. Gleich in der ersten Zeit nach der Übernahme der Kolonie durch Belgien häuften sich und vergrößerten sich die Defizite im Kongostat bedeutend. Einige Monate vor dem Kriege tauchte in der belgischen Presse in der Tat der Gedanke auf, einen Teil der Kongokolonie an Deutschland zu verkaufen, und zwar so, daß Deutschland einen Zusammenhang zwischen Kamerun und Ostafrika gewonnen hätte. Man verlangte den phantastischen Preis von 2 Milliarden, und offizielle belgische Stellen erklärten natürlich sofort, es sei eine unverantwortliche Äußerung irgendeiner Zeitung gewesen. In Wahrheit wird es aber doch kaum etwas anderes als ein Versuchsballon gewesen sein.

Der Marokko-Kongohandel zielte also, wie man heute sagen kann, darauf hin, für den Fall, daß Belgien des Kongos überdrüssig würde, zunächst einmal das vordem vorhandene französische Vorkaufsrecht zu beseitigen und dann unser deutsches Kamerun zum Grenznachbar des Kongo zu machen. Auf diese Weise war es ja allein möglich, wenn in der Zukunft ein Kauf in Betracht kam, durch ihn das deutsche Ostafrika und Westafrika miteinander in Verbindung zu bringen. Deutsch-Ostafrika grenzt im Westen an den Kongo, die belgische Kolonie an Angola, dieses im Süden an Deutsch-Südwestafrika.

Auch über Angola — das kann man heute sagen — wurde in der letzten Zeit vor dem Kriege stark zwischen Deutschland und England, wie es scheint, sogar unter vorsichtiger Hinzuziehung Portugals, verhandelt, und das Ergebnis war, daß England sich damit einverstanden erklärte, sobald Portugal seine Kolonie einmal verkaufen wollte, Deutschland das Vorkaufsrecht auf Angola zuzugestehen. Dieses Einverständnis war bis kurz vor dem Kriege fertig geworden; es handelte sich nur noch um die Unterschriften, und auf deutscher wie auf englischer Seite bestanden keine Zweifel, daß die Unterschrift in nächster Zeit geleistet werden

solle. Waren Deutschland und England über die Angolafrage wirklich einig, dann war es natürlich auch nur eine Frage der Zeit, daß Portugal mit seiner ewigen Geldnot und seinen politisch verworrenen Verhältnissen einmal auf den Vorschlag einging: Hier ist ein schönes Stück bar Geld, arrangiert damit eure Finanzen und gesteht uns Interessen in Angola zu! Man beabsichtigte natürlich nicht, Angola den Portugiesen fortzunehmen, sondern wäre zunächst mit wirtschaftlichen und Ansiedlungsrechten zufrieden gewesen. Wenige Monate vor dem Kriege brach eine deutsche Eisenbahnexpedition unter Assistenz höherer portugiesischer Beamten nach Südafrika auf, um eine Verbindungslinie zwischen dem Eisenbahnsystem von Angola und von Deutsch-Südwestafrika zu suchen. So weit waren die Dinge bis kurz vor dem Kriege schon gediehen. Damals natürlich durfte man nicht von ihnen sprechen, denn es waren erst halbgelegte Eier, viel zu früh, um zu gadern. Jetzt hat es keinen Zweck mehr, einen Schleier darüber gebreitet zu halten; nach dem Kriege wird sich ja doch alles anders arrangieren.

Ich habe das ausführen zu sollen geglaubt, um zu zeigen, welche höheren und weiter aus-

blickenden Ziele bei dem vielgeschmähten Marokko-Kongo-Abkommen verfolgt wurden. Diese Ziele gehen zurück auf den verstorbenen Staatssekretär v. Riederlen-Wächter. Natürlich konnte Riederlen sie nicht veröffentlichen, solange alles schwebte; ebensowenig konnte es sein Nachfolger. Hätten wir Frieden behalten, so hätte sich aller menschlichen Voraussicht nach im Laufe einer unbestimmten, aber schwerlich sehr langen Zeit das deutsche Kolonialreich im tropischen Afrika auf durchaus friedliche Weise nach diesen Richtungen, dem belgischen Kongo und Angola, erweitert. Vielleicht wären nicht von vornherein neue staatsrechtlich klare Formen festgelegt worden, aber es genügt zunächst, daß für den Fall von Besitzstandsänderungen unsere Anwartschaft festgelegt wurde und wir die wirtschaftliche Vorhand in einem so wichtigen Stück unserer Zukunftsinteressen, wie in Angola, erhielten. Wenn wir also heute keinen Krieg hätten und trotzdem Redefreiheit über diese Dinge, so wie man sie sich jetzt nachträglich herausnehmen darf, so würde sich das Bild des zukünftigen deutschen Kolonialreiches ungefähr so gestalten, daß Kamerun, Ostafrika und Südwestafrika zusammengeschlossen wären, zunächst durch ein umfassendes System

wirtschaftlicher Rechte Deutschlands in den dazwischenliegenden Gebieten, und mit der Zeit, d. h. sobald die derzeitigen Besitzer sich nicht mehr imstande fühlten, ihre koloniale Last zu tragen, auch durch den Übergang unter die formelle politische deutsche Herrschaft. Dann erst hätte man von einem wirklichen Kolonialreich sprechen können — einem Kolonialreich, wie nunmehr dieser Krieg es uns bringen muß und wird.

Ich will gleich hinzufügen, daß man sich im Augenblick keine übertriebenen Vorstellungen vom Werte des belgischen Kongo machen darf. Das Land ist ungeheuer groß, weit mehr als doppelt so groß als Deutsch-Südwestafrika oder Kamerun, aber im Verhältnis zu seiner Größe schwach bevölkert. Ausgedehnte Teile sind vollkommen mit Urwald bedeckt, und der Urwald des tropischen Afrika ist fast so lebensfeindlich, wie die wasserarmen Steppen oder Wüsten des Erdteils. Der große Kautschukreichtum, der ursprünglich darin steckte, ist zum Teil zur Zeit König Leopolds ausgeraubt worden, zum Teil durch den Preissturz des Kautschuks auf dem Weltmarkt entwertet, der seinerseits dadurch bedingt ist, daß große Kautschukpflanzungen in Hinterindien — Malakka — empor-

gekommen sind und der Kautschuk dort viel billiger gewonnen wird, als durch Einsammlung des wildwachsenden Produkts im brasilianischen oder afrikanischen Wald. Die Belgier haben im Kongo Raubbau in jeder Beziehung getrieben, und sie haben die furchtbare Schlafkrankheit, ohne etwas Ernstliches dagegen zu tun, sich ausbreiten lassen. In manchen Gebieten ist die Hälfte, in manchen sind drei Viertel, anderswo neun Zehntel der Bevölkerung fortgestorben. Ich habe selbst die Schlafkrankheitsgebiete in Neukamerun — im alten französischen Kongo — und einige Schlafkrankheitsgebiete in Belgisch-Kongo bereist und habe von dort den Eindruck mitgebracht, daß es doch ein bestimmt wirkendes Mittel gegen die Krankheit bisher noch nicht gibt. Man kann durch Atoxyl und andere Medikamente gewisse Erfolge, aber doch nur in beschränktem Maße, erzielen. Um die Krankheit wirklich auszurotten, sind ganz umfassende Rodungen an den Flußufern, Isolierung der verseuchten Distrikte, scharfe Bewachung des Verkehrs, kurz ein System von Maßnahmen nötig, das sich über mindestens ein Jahrzehnt erstrecken muß, bis es durchschlagende Erfolge zeitigen kann. Angenommen also, am Ende dieses Krieges würde

auf irgendeine Weise in der uns zufallenden Beute auch Belgisch-Kongo liegen, so brauchten wir nicht gleich in große Jubelrufe über diesen Erwerb auszubrechen. Man soll natürlich alles Land nehmen, was man bekommen kann, denn Land hat immer Wert; selbst wenn es ganz ausgestorben wäre, müßte man es doch nehmen, denn wo einmal Menschen waren, kommen wieder Menschen hin, wenn auch vielleicht erst in Generationen, und Kolonialpolitik treibt man nicht so, wie Caprivi sie treiben wollte, indem er, als es mit Südwestafrika nicht recht gehen wollte, sagte: nun, geben wir der Kolonie noch ein Probejahr — mit dem unausgesprochenen Nachsatz: wenn sie dann auch noch keine Erträge abwirft, können wir den Verkauf an England ins Auge fassen — sondern Kolonialpolitik ist eine Sache, die man auf Generationen und Jahrhunderte hinaus treiben muß.

Ganz anders steht es mit Angola. Angola — ich habe das Land zum Teil auch persönlich kennen gelernt — hat ausgedehnte Hochlandsgebiete im Innern, Hochlandsgebiete von etwa 70 000 qkm Umfang, also ungefähr die Größe von Bayern, Gebiete, in denen das Klima vollkommen gesund ist, wo der deutsche Ansiedler wahrscheinlich nach

einer vorübergehenden Akklimatisationsperiode sich dauernd und bodenständig niederlassen, sich einwurzeln könnte. Dort kann also in Zukunft einmal vielleicht eine wirkliche deutsche Massensiedlung stattfinden, d. h. was man in Afrika „Massensiedlung“ nennt, wobei der eigentliche Landarbeiter doch der Schwarze sein und bleiben muß. Auch abgesehen von den Hochländern ist der Rest von Angola ein außerordentlich reiches Land. Ich kenne von den afrikanischen Gebieten Abessinien nicht, das soll noch besser sein als Angola, aber wenn man von Abessinien absieht, wird Angola eins der besten Stücke Afrikas zwischen den Wendekreisen sein. Sollte also einmal in die Friedensbedingungen hineingeschrieben werden: „Angola deutsch“, dann wird jedenfalls die Ermordung unserer drei Südwestafrikaner durch den portugiesischen Offizier auf dem Posten Ehinge in Südangola schwer in der Wagschale gelegen haben, und das Blut dieser Männer wird nicht umsonst geflossen sein. Von Kriegszustand zwischen Deutschland und Portugal war nicht die Rede, als sie fielen. Sie kamen als eingeladene Gäste und wurden feige ermordet! Einer von ihnen war ein guter Freund von mir, Bezirksamtman Schulze, der in

Outjo den Nordwestbezirk von Südwestafrika verwaltete.

Auch Angola ist aber vorläufig noch ein unentwickeltes und schwach bevölkertes Land — nur daß es im Unterschiede zum belgischen Kongo unter guter Verwaltung eine sehr bedeutende Zukunft hat und vor allem deutsche Ansiedler aufnehmen kann. Das französische Äquatorialafrika ist im ganzen genommen wenig wert und käme bei der Neuordnung der Besitzverhältnisse in Afrika im Friedensschluß kaum mit einem selbständigen Gewicht in Betracht, sondern höchstens für die Abrundung und den Zusammenschluß. Zentralafrika allein würde uns zwar große Gebiete, aber im Verhältnis dazu nicht genug innere koloniale Werte geben. Wir brauchen daher auch noch an anderer Stelle einen ausreichenden Erwerb — wollen aber dies Ziel lieber noch nicht enthüllen!

Haben wir nun vielleicht einmal in Zukunft ein wirkliches Kolonialreich — was sollen wir dann damit machen, wie sollen wir es verwalten, wie sollen wir es entwickeln? Daß man zu dem Zweck Verkehrswege, Eisenbahnen bauen, überhaupt Geld hineinstecken muß, davon will ich nicht weiter reden,

denn das gehört nun glücklicherweise nach Dernburg und anderen Leuten allmählich zu unserem kolonialen ABC. Wohl aber möchte ich einmal von einigen Dingen reden, die in Deutschland weniger bekannt sind, für das Verständnis, für die Entwicklung jedes tropischen afrikanischen Besitzes dagegen grundlegend. Zur Kolonisation Afrikas, zu seiner wirtschaftlichen Entwicklung, zu seiner Aufschließung zum Nutzen der Heimat gehört vor allen Dingen die Beseitigung oder Unschädlichmachung schädlicher Insekten. Das schlimmste von ihnen, die Tsetsefliege, ist der eigentliche Feind aller Kultur und Kulturentwicklung in Afrika. Sie ist dem tropischen Afrika eigentümlich und weder im tropischen Asien noch im tropischen Amerika bekannt. Die Tsetse ist eine Fliege. Sie überträgt durch ihren Stich ein tödlich wirkendes Kleinlebewesen auf Rinder und Pferde. Wo es Tsetsefliegen gibt, kann keine Rinderzucht getrieben werden. Wo es keine Rinderzucht gibt, gibt es keinen Ackerbau mit dem Pflug. Wo der Boden nicht gepflügt werden kann, muß er gehackt werden, und wo der Boden gehackt werden muß, ist das Los der Frau Arbeitsklaverei auf dem Acker. Es hat ja auch bei den Vorfahren der europäischen und

asiatischen Kulturvölker einmal eine Zeit gegeben, wo Pflug und Ochse unbekannt waren, wo es aber trotzdem schon Ackerbau gab. Man hatte die Erfahrung gemacht, daß gewisse Pflanzen einen nahrhaften Samen besaßen; den sammelte man, wo er wild wuchs, und dann, so können wir schließen, fing die Frau an, die pflanzliche Zukost zu der Jagdbeute anzupflanzen, indem sie Samen in den Boden einstreute. Dazu mußte sie den Boden mit der Hacke, einem scharfen Steinstück, das an einen hölzernen Stiel gebunden war, auflockern. So wird heute noch in Afrika der Boden gehackt, nur daß die Hacke ein eisernes Blatt bekommen hat. Das Sammeln und auch das Anpflanzen der pflanzlichen Kost war Weiberarbeit. Dazu gehört Bähigkeit, Ausdauer, aber keine große körperliche Kraft, und aus dem Grunde war es Sache der Weiber. Nun wurde aber irgendwo einmal die Erfindung gemacht, das Rind zu zähmen, und die noch wichtigere Erfindung, das gezähmte Rind, den Ochsen, vor einen krummen Baumast mit scharfer Spitze zu spannen und damit den Boden aufzureißen. Da zeigte sich, daß diese Arbeit die Kraft des Mannes erforderte; das Ochsendgespann vor dem Pflug zu lenken, dazu war die Frau nicht

imstande, und wenn auch zuerst Sklaven und Kriegsgefangene die Arbeit bewältigt haben mögen — mit der Zeit ließ sich auch der freie Mann dazu herbei, selbst Ackerbauer zu werden, mit Ochsen und Pflug das Feld zu bestellen. Wie das auch gewesen sein mag: von dem Augenblick an, wo der Ackerbau mit Pflug und Rind aufkam, war die erste, die größte und die folgenreichste Emanzipation der Frau vollzogen, die Emanzipation, für die sich die Frau beim Ochsen zu bedanken hat. Bis dahin war die Frau die Sklavin auf dem Felde, und solange sie das war, konnte keine Rede davon sein, daß ihre Stellung als Gattin, als Mutter, in der Familie, im Hause sich hob. Erst als der Ochse ihr die Feldarbeit abnahm, konnte sie zur Gefährtin und Gehilfin des Mannes, zur Hausfrau und Mutter im Sinne der späteren asiatisch-europäischen, indogermanischen und semitischen Kulturvölker werden.

Wegen der Tsetsefliege gibt es in Afrika keine Rinderzucht, damit ist die Bodenbestellung Hackkultur, infolgedessen ist die Frau noch heutigestags das Arbeitstier auf dem Felde. Das ist eine der am tiefsten hinabreichenden Wurzeln für die unbestreitbare Inferiorität der schwarzen Rasse. Die schwarze Rasse hat alle diejenigen Kulturfortschritte,

die äußeren und noch viel mehr die inneren, nicht miterlebt, die aus der ersten und ursprünglichsten Emanzipation der Frau gekommen sind. Das gibt natürlich im Laufe der Zeit eine solche Menge von negativen Folgewirkungen, daß man sich nicht darüber wundern kann, wenn die schwarze Rasse im ganzen heute das Bild der minderen, innerlich-sittlichen Entwicklungsfähigkeit darzustellen scheint.

Man kann aber noch weitergehen. Die Tsetsefliege verhindert die Rinderzucht mit Ausnahme einiger Gebiete, die sehr trocken sind oder sehr hoch liegen, aber nur inselartig durch Afrika zerstreut sind und keinen Zusammenhang miteinander haben. Wo keine Rinder sind, da gibt es keinen Dung. Wo kein Dung ist, kann keine rationelle Landwirtschaft getrieben werden. Nun kommt in Afrika noch dazu, daß infolge der Besonderheiten des tropischen Klimas nur eine sehr geringfügige Humusbildung stattfindet. Das Gestein verwittert meist zu sogenannter Rot- oder Gelberde, und nur wenn es reiche Pflanzen-Nährstoffe enthält, wird das Verwitterungsprodukt einigermaßen fruchtbar, namentlich wenn das Muttergestein vulkanisch ist. Meist enthält aber das Gestein nur wenig ursprüngliche Nährstoffe.

Der Neger geht hin und haut und brennt irgendwo einige Morgen Land im Urwald klar, dann hackt die Frau sie um, und dann wird gepflanzt oder gesät, was gerade als Nahrungsmittel beliebt ist, Wurzelgewächse, Mais, Hirse u. dgl. Nur einige Jahre aber, und der Boden ist erschöpft, weil keine Humusbildung stattgefunden hat. Man könnte dem abhelfen, wenn man Dung hätte; Dung hätte man aber nur, wenn man Rinder hätte, die es nicht gibt. Also muß der gerodete, bearbeitete und ausgenutzte Boden verlassen werden, ein neues Stück Urwald muß geklärt, ein neues Stück Savanne umgebrochen werden, und erst nach Jahren wiederum ist es möglich, das verlassene Land wieder aufzusuchen und von neuem zu bearbeiten, weil bis dahin ein gewisser Vorrat von Pflanzen-Nährstoffen sich ergänzt hat. Daraus folgt, daß unverhältnismäßig viel Ackerboden nötig ist, um eine im Vergleich zu Asien und Europa gleiche Volkszahl zu ernähren; erstens weil der Boden von Natur unfruchtbar ist und kein Dung existiert; zweitens weil auf dieser verhältnismäßig geringen Gesamtmenge kultivierten Landes noch eine mühselige und unrationelle Arbeit geleistet wird: die Hackarbeit der Frau. Mit dem Gespann dagegen könnte man

zur gleichen Zeit das Vier- bis Fünffache an Land umarbeiten, wie mit der Hacke.

Weiter: Überall in der Welt hat sich der erste Fortschritt des Verkehrs dadurch vollzogen, daß man ein Zugtier vor einen Wagen spannte und damit ein primitives, aber verhältnismäßig leistungsfähiges Transportmittel gewann. Das ist in Afrika nicht möglich. In Afrika müssen alle Lasten auf den Köpfen oder Rücken von Menschen geschleppt werden. Dreißig Kilo sind die normale Trägerlast und fünfzehn Kilometer der normale Tagesweg des Trägers. Wie viel es kostet, unter diesen Umständen größere Lasten über große Strecken, über Hunderte oder Tausende von Kilometern zu tragen, das kann man sich selbst nachrechnen. In Ländern, wo es Rindvieh gibt, in Südwestafrika, Kapland, Transvaal, wo infolge des Klimas die Eselsfliege nicht fortkommt, war es möglich, den Ochsenwagen einzuführen. Der Ochsenwagen vermag keinen Vergleich mit dem Lastwagen auf der Staatschaulsee auszuhalten, aber für afrikanische Verhältnisse bedeutet er einen entscheidenden Fortschritt über die Trägertransporte hinaus. Man kann auf Ochsenwagen 8000 Pfund laden, und um die fortzuschaffen, dazu würde ein kleines Heer

von Trägern gehören. Wo die Tsetsefliege existiert, da gibt es vom Trägertransport nur den einen Fortschritt: unmittelbar zur Eisenbahn. Eisenbahnen können natürlich nur dort gebaut werden, wo Aussicht vorhanden ist, die großen Kosten verzinst zu bekommen. Das nützliche Zwischenglied des Wagenfuhrwerks, das in all den Gebieten, die für das höchste, kostspieligste Verkehrsmittel noch nicht reif, noch nicht voll entwickelt sind, der Kolonisation doch vorwärtshilft, kann in Tsetse-Gebieten nicht benutzt werden.

Noch etwas anderes! Wo es kein Rindvieh gibt, da gibt es keine Milch. Die kleinen Kinder müssen also so lange bei der Mutter trinken, bis sie fähig sind, festere und gröbere Nahrung, so wie sie in Afrika eben beschafft werden kann, zu vertragen. Man kann sich in unseren zivilisierten Verhältnissen gar nicht vorstellen, was das bedeutet: keine Milch für Kinder! Die Folge davon ist, daß erstens, weil man den Kindern, sobald es irgend geht, doch feste und schlecht verdauliche Nahrung gibt, in Afrika eine unglaubliche Säuglingssterblichkeit herrscht; die andere, daß die Mutter sich bemüht, das Kind so lange, wie sie irgend kann, zu nähren. Infolgedessen bleibt sie nach der Geburt

eines Kindes möglichst lange dem Manne fern. Wenn die Mutter das erste Kind hat, geht sie vielfach aus dem Dorfe des Mannes fort zu ihrer Mutter und bleibt ein oder zwei Jahre da, bis das Kind entwöhnt ist, und der Mann verlangt begreiflicherweise nach einer anderen Frau. Dadurch, daß wohlhabende Männer in der Lage sind, sich zwei oder mehr Frauen anzuschaffen, eben weil die eine Frau für sie ausfällt, sobald sie ein Kind hat, bekommen die armen Leute keine Frauen. Die Folge ist langsame Vermehrung, wenn nicht gar Verminderung der Bevölkerung.

Alle diese Dinge sind Folgeerscheinungen der Tsetse. Ich vermute, daß es nicht sehr viele Leute in Deutschland gibt, denen diese Zusammenhänge klar sind. Bevor man sie aber erkennt, kann man kein kolonialwirtschaftliches oder kolonialpolitisches Programm für Innerafrika machen. Um wirklich große Erfolge in der Sanierung Afrikas in bezug auf die Krankheitsübertragung durch Fliegen erzielen zu können, muß man große Stücke des Erdteils zusammenhängend nach einheitlichen Grundsätzen behandeln.

Es gibt die *glossina morsitans*, d. h. die Tsetse, und die *glossina palpalis*, die die Schlafkrankheit

auf Menschen überträgt. Diese ist die allernächste Verwandte der Tsetse. Man glaubt sogar, daß die Rinder-Tsetse unter Umständen fähig ist, selbst Schlafkrankheit auf Menschen zu übertragen. Wenn man daher einmal ein Mittel gegen die Übertragung des Erregers durch die eine Fliege gefunden hat, so wird man höchstwahrscheinlich auch bald ein Mittel gegen die andere finden. Könnte man die Tsetse ausrotten, dann wäre auch die Schlafkrankheit auszurotten. Bevor man aber diesen beiden großen Übeln Afrikas mit Erfolg zu Leibe gegangen ist, kann eine wirtschaftliche Ausnutzung Afrikas im großen Stil und nach modernen Grundsätzen kaum gedacht werden, und sollten wir dazu gelangen, wirklich ein großes, zusammenhängendes afrikanisches Kolonialreich zu bekommen, so würde es die erste Aufgabe der deutschen Wissenschaft sein, mit noch größerem Eifer als bisher diesen Dingen nachzugehen und der schwersten Geißel der schwarzen Menschheit, der Entwicklungsunfähigkeit der Kultur der schwarzen Rasse, ein Ende zu machen.

Noch eine zweite, höchst wichtige und schwer zu entscheidende Frage müssen wir, soweit es geht, klarzustellen versuchen, wenn wir uns ein

richtiges Bild vom Wesen unserer kolonialen Aufgaben im ganzen machen wollen. Diese Frage ist das afrikanische Eingeborenenproblem. In der Behandlung der Eingeborenen in unseren Kolonien haben wir schweres Lehrgeld zahlen müssen. Das schwerste waren die Verluste während des Aufstandes in Südwestafrika, und es lohnt wohl, einen Blick auf die Ursachen jener Katastrophe zurückzuwerfen. Als Fürst Bismarck die deutsche Kolonialpolitik begann, hatte er die Vorstellung, die Kolonien würden sich, ohne finanzielle Aufwendungen des Reichs, durch bevorrechtete Handelsgesellschaften nach englischem Muster wirtschaftlich erschließen und politisch verwalten lassen. Das stellte sich als unmöglich heraus, weil nicht genügend fertige Werte in den neuen afrikanischen Besitzungen vorhanden waren, mit denen der Handel hätte arbeiten können, und weil außerdem keinerlei koloniale Erfahrung bei uns bestand. Das Reich übernahm die „Schutzherrschaft“, aber es war gar keine bewaffnete Macht vorhanden, um die nötige Autorität auszuüben. Nach Südwestafrika z. B. wurde als „Reichskommissar“ ein Beamter des auswärtigen Dienstes, Dr. Goering, geschickt, der im vorigen Jahre in höherem Alter als General-

konful a. D. gestorben ist, und mit ihm ein junger Referendar als „Ranzler“ und ein früherer preussischer Gendarmeriefeldwebel als „Polizeimeister“. Das war alles, womit einige hunderttausend Eingeborene regiert werden sollten. 1889, fünf Jahre nach der Besitzergreifung, wurde die erste Schutztruppe unter C. von François aufgestellt. Sie war ganze 21 Mann stark. François erbaute damit ein kleines steinernes Fort am Wege von Walfischbai ins Innere, die Wilhelmsfeste von Tsaobis, und verbot die Einfuhr von Waffen und Munition zu den Eingeborenen. Diese Sperre wurde aber bald durch einen Erlaß von Berlin wieder aufgehoben. Die eben erst im Entstehen begriffene Kolonialverwaltung zu Hause glaubte, dem Reichskommissar dadurch genügenden Einfluß auf Hereros, Hottentotten, Bastards, Ovambos usw. sichern zu können, daß sie ihn ermächtigte, für „befreundete Stämme und Häuptlinge“ die Waffeneinfuhr zu gestatten, widerspenstigen aber sie zu unterbinden. Natürlich war es unmöglich, mit 21 Mann zu kontrollieren, wo die Gewehre und Patronen blieben, sobald sie einmal im Innern waren. François meint, daß von 1889 bis 1891 auf diese Weise mehrere tausend Hinterlader und mehrere

hunderttausend Patronen an die Eingeborenen gelangt sind. Mit dieser Bewaffnung konnten dreizehn Jahre später die Hereros den großen Aufstand von 1904 unternehmen. Wir selbst haben ihnen also die Mittel geliefert, sich gegen uns zu erheben. Mit wenigen hundert Mann Schutztruppe hätte man rechtzeitig die Eingeborenen in ganz Südwestafrika entwaffnen können, und alles weitere Unglück wäre damit im voraus vermieden worden. Als dann der Aufstand ausgebrochen war, überließ man seine Bekämpfung nicht dem damaligen Gouverneur Leutwein und seinen erfahrenen alten Offizieren, sondern schickte einen Oberbefehlshaber, der keine Vorstellung davon hatte, daß — nach dem späteren Wort Vernburgs — die Eingeborenen das größte wirtschaftliche Aktivum einer afrikanischen Kolonie sind. Gegen die Hereros wurde der Vernichtungskrieg erklärt und etwa die Hälfte des Volkes ging in dem nahrungs- und wasserlosen Sandfeld zugrunde. Ebenso fiel alles Vieh der Hereros der unzumutbaren Kriegführung zum Opfer. Natürlich mußten die Aufständischen gestraft, vor allen Dingen entwaffnet werden, aber sie zur Hälfte auszurotten war so verkehrt wie möglich. Die gefährliche Arbeiternot,

die jetzt in Südwestafrika herrscht, geht hauptsächlich auf die Kriegsführung von 1904/05 zurück. Sie ist schuld daran, daß jetzt die wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie verlangsamt wird.

Unseren Eingeborenen gegenüber müssen wir vor allen Dingen zwei Grundsätze anwenden. Der eine heißt Autorität, der andere Fürsorge. Der Schwarze muß die Überzeugung haben, daß die Weißen der stärkere Teil sind. Seit Urzeiten hat die schwarze Rasse bei ihren eigenen Machthabern Herrschaft nur in der Form der widerspruchsfreien, ja willkürlichen Befehlsgewalt über Leben und Tod, Eigentum und Interessen der Unterworfenen erfahren. Die Neger sind fähig, Gerechtigkeit und Wohlwollen zu würdigen, aber nur, wenn sie die Erfahrung gemacht haben, daß unbedingte Stärke damit verbunden ist. Im Anfang halten sie nach ihrer Psychologie Milde für Schwäche, für einen Ausfluß von Furcht. Sehr einfach und natürlich, denn so allein haben sie es kennen gelernt. Wie schwierige Aufgaben sich daraus ergeben, wird jeder leicht einsehen, der sich vergegenwärtigt, daß wir in unseren tropischen Kolonien mit einigen hundert höheren weißen Beamten, Offizieren und Ärzten und einigen tausend Mann angeworbener

schwarzer Soldaten zwölf bis fünfzehn Millionen Eingeborene zu regieren haben. Das großartigste Beispiel in dieser Beziehung war der leider so früh verstorbene Major Dominik in Kamerun, den die Schwarzen zugleich fürchteten und vergötterten.

Für den gewöhnlichen Neger ist es höchst schwierig, zu denken, daß irgendwo in weiter Ferne hinter den wenigen Weißen, die er zu sehen bekommt, ein großes Land mit einem Kaiser, einem unermeßlichen Heere und unbegrenzten Hilfsmitteln liegt, von wo die Verwaltung, die Truppenführer, die Kaufleute und Missionare zu ihm gesandt sind. Der Eingeborene sieht immer nur den Weißen, mit dem er zu tun hat. Hendrik Witbooi war seit seiner ersten Niederlage in der Nauklust von 1894 ein ergebenere Anhänger des Gouverneurs Leutwein, aber als er hörte, daß Leutwein fortginge, sagte er sich: einem andern Befehlshaber brauche ich die Treue nicht zu halten, die ich dem Obersten versprochen habe! Unser Staatsgedanke, unsere Gewöhnung, in dem einzelnen Beamten oder Offizier nur den Diener des Ganzen zu sehen, ist den Afrikanern schwer faßlich. Außerdem fehlt ihnen die Fähigkeit der Kritik an dem, was sie sehen und hören. Das unsinnigste Gerede beein-

flußt sie. Friedrich Maharero, der Sohn des Oberhäuptlings Samuel, war mehrere Jahre vor dem Aufstande in Deutschland. Man hatte ihn kommen lassen, um ihm die heimische Macht der Deutschen zu zeigen und fuhr ihn auch zur Parade auf das Tempelhofer Feld. Nach Hause zurückgekehrt, erzählt er voll Staunen von der Menge Soldaten des Deutschen Kaisers. Als über den Aufstand beratschlagt wurde, so sagten nachher kriegsgefangene Hereros aus, erinnerte ihn dieser und jener an die Sache und er wurde gefragt, ob der Kaiser nicht am Ende noch mehr Soldaten schicken werde, als jetzt im Lande seien. Ach nein, war die Antwort, ich habe gehört, die Soldaten gehörten gar nicht alle dem Kaiser, sondern er hatte sie sich damals vom König von England geborgt, damit ich glauben sollte, er hätte so viele! Das ist der Neger, wie er leibt und lebt. Wenn ihm sein Mediziner vorredet, wie bei dem großen ostafrikanischen Aufstande von 1905, es sei ein Zauber über den Gewehren der Soldaten gemacht und sie würden statt Kugeln Wasser schießen, so glaubt er das, bis ihm das Blei in den Körper fährt. Alle Eingeborenen-erziehung muß also damit anfangen, daß den Leuten die unbedingte Überzeugung von der Über-

legenheit und Autorität des Weißen, der ihm kraft öffentlichen Rechts gegenübertritt, unwandelbar fest beigebracht wird. Daß man dazu nur tüchtige und ihrer Verantwortung bewußte Leute brauchen kann, und daß Ausschreitungen zur doppelten Gefahr werden können, versteht sich von selbst.

Die zweite Notwendigkeit, die wir betonten, hieß Fürsorge. In Deutschland hat sich jetzt eine Gesellschaft für Eingeborenenschutz gebildet, die den Verschlechterungen im Leben des Negers infolge der Berührung mit den Weißen entgegenwirken will. Für das größte Übel erklärt die Gesellschaft die Arbeiteransprüche der Plantagen. Sie drohten die Bevölkerung zu dezimieren, heißt es. Der Streit hierüber ist sehr lebhaft emporgeflammt, und im Reichstag wie in der Presse war viel davon die Rede. Zum Teil waren aber die Behauptungen gegenstandslos, zum Teil weit übertrieben. Die Verwaltung von Ostafrika, der Gouverneur und der Gouvernementsrat, haben übereinstimmend erklärt, es fehle an jedem Beweise für den Rückgang der Bevölkerungszahl. Auch aus Kamerun ist energischer und berechtigter Widerspruch erhoben worden. Sicher wird die ganze Frage noch Gegenstand eingehender Untersuchungen und fortgesetzter

Diskussion von beiden Seiten sein. Die Gesellschaft für Eingeborenen-schutz meinte die Sache gut, aber sie faßte sie am falschen Ende an. Es handelt sich gar nicht um die Bedürfnisse der Plantagen allein, durch die ein Teil der Eingeborenen zur zeitweiligen Abwanderung nach entfernten Arbeitsgebieten veranlaßt wird, sondern die sogenannte Wanderarbeit begegnet uns in dreierlei Gestalt: als Trägerdienst für den Handel und für die Regierung, als Arbeit für den Eisenbahnbau, für den es besonders großer, auf engem Raum zusammengezogener Menschenmassen bedarf, und als Plantagenarbeit. Hiervon wirkt nach meinen Erfahrungen am meisten verwüstend auf das Volkswohl das Trägerwesen. Am schlimmsten war seine Entwicklung und waren seine Folgen in Kamerun, wo zu lange mit dem Bahnbau geögert worden ist. Die Zustände dort mußten in der Tat bedenklich genannt werden. Namentlich werden in Kamerun die Geschlechtskrankheiten in einer Weise verbreitet, daß die Fruchtbarkeit der Bevölkerung aufs schwerste gefährdet erscheint, und auch die moralische Entwurzelung der Leute, die jahraus, jahrein auf der Karawanenstraße liegen, erreicht einen schlimmen Grad. War es doch in Südkamerun durch die Ver-

zögerung der notwendigen Bahnbauten während der Höheperiode des Gummihandels dahin gekommen, daß nicht nur die arbeitskräftigen Männer, sondern auch Weiber und sogar halbwüchsige Mädchen wochen- und monatelange Wege unter der Trägerlast zurückzulegen sich gewöhnten. Mich hat selten etwas so erschüttert, wie dieser Anblick vor zwei Jahren bei meinem Marsch durch die alte Kolonie nach Neu-Kamerun.

Die durchschnittliche Bevölkerung in den Kolonien ist dünn, und es ist unmöglich, die wichtigsten Plantagengebiete aus ihrer näheren Umgebung genügend mit Arbeitern zu versorgen. Außerdem verweisen die Beschaffenheit der Böden und andere natürliche Verhältnisse die Plantagenkultur von vornherein auf bestimmte und begrenzte Gebiete. Die Verdichtungscentren der eingeborenen Bevölkerung aber sind größtenteils von anderen Naturbedingungen abhängig, als die Plantagenkultur. Daß diese aufgegeben oder eingeschränkt werden könnte, ist ein Unding, und die Behauptung, Ernährung, Behandlung und allgemeine gesundheitliche Fürsorge für die Arbeiter auf den Plantagen seien schlecht oder mangelhaft, ist in ihrer Allgemeinheit vollkommen falsch. Ebenso falsch

ist es, zu sagen, die Regierung veranlasse die Eingeborenen zwangsweise, auf den Plantagen Arbeit zu suchen, insbesondere ihre Heimat zu verlassen und auf Wanderarbeit zu gehen. Was von sogenanntem Arbeitszwang dieser Art geredet wird, erledigt sich, bei Lichte besehen, als verständige und gerechte Maßnahme zur Erleichterung des Steuereingangs. Die Versorgung der Plantagen mit Arbeitern ist ein sehr schwieriges, kostspieliges Geschäft. Früher kamen bei der Arbeiteranwerbung manche Mißbräuche vor, die den Eingeborenen, ebenso aber auch den Pflanze schädigten. Jetzt hat die Regierung das Anwerbegeschäft unter eine wirksame amtliche Kontrolle gestellt, und die Leute im Innern, die sich zur Pflanzungsarbeit an der Küste oder sonstwo fern von ihrer Heimat anwerben lassen, tun das aus freien Stücken gegen einen durchschnittlich für afrikanische Verhältnisse hohen Lohn. Die Anwerbung geschieht auf ein halbes bis ein ganzes Jahr. Natürlich können die Familien in der Regel nicht mit übersiedeln. Daraus ergibt sich in den Arbeiterkolonien auf den Plantagen ein großer Mangel an Weibern. Die wenigen vorhandenen Weiber, mit denen die Leute sich zusammen behelfen, sind vielfach krank

oder sie werden es, und hiervon kommen schlechte Rückwirkungen für die Gesundheit der Arbeiter selbst und für die Dörfer in der Heimat, wohin die Angeworbenen nach Ablauf ihrer Kontraktzeit zurückkehren. Es ist aber falsch, um dieser Schäden willen einfach die Plantagenkultur zurückdrängen zu wollen. Statt dessen sollte man auf den Pflanzungen einen scharfen sanitären Überwachungsdiensft einführen und dafür sorgen, daß aus den Heimatdörfern nicht mehr als ein bestimmter Prozentsatz von jüngeren Leuten gleichzeitig auf Wanderarbeit geht. In Europa hat man ja auch die Tatsache, daß viele Hunderttausende von jungen Männern zwei, drei und mehr Jahre lang zum Militärdienst abwesend sind.

Der richtige Weg zur allmählichen Hebung der gegenwärtigen Schwierigkeiten ist der, die größte Energie auf eine klare, zielbewußte und folgerichtige Populationspolitik in dem Sinne zu verwenden, daß die Menge der physischen und sanitären Schäden, unter denen der schwarze Afrikaner von Natur leidet, soweit wie möglich beseitigt oder gemildert wird. Dazu gehört auf der einen Seite eine Reihe von Verwaltungsmaßnahmen, vor allen Dingen eine starke Ver-

mehrung des ärztlichen Personals und die weitgehende Einstellung weiblicher sanitärer Kräfte, Ärztinnen, Heilgehilfinnen, Schwestern. Ferner muß mit allen Mitteln der Kampf gegen die Tsetse aufgenommen und die Viehhaltung, wo es irgend geht, befördert werden. Es ist möglich, die Tsetsefliege selbst durch konsequente Maßnahmen wenn nicht ganz unschädlich zu machen, so doch zurückzudrängen. Große Mittel werden erforderlich sein, aber in einer so wichtigen Angelegenheit sind selbst Millionenprämien nicht zu kostbar. Es wird auch bereits mit großer Energie von der medizinischen Wissenschaft gearbeitet. Professor Klaus Schilling, der Versuche gegen die Tsetsefliege auf der Insel Makatumbi bei Daressalam geleitet hat, berichtete hoffnungsvoll über die Aussichten. Nach seinen Mitteilungen scheint der beste Weg der zu sein, bei Rindern und Pferden schon in ihrer Jugend durch geeignete Mittel eine leichtere Erkrankung an dem Tsetsegift (es ist ein winziges Lebewesen, sogenannte Trypanosome) hervorzurufen und dadurch dauernd Schutzstoffe im Blut zu bilden. Auf diese Weise immunisieren sich auch die zahlreichen Büffel und Antilopen in den afrikanischen Steppen selber, die ursprünglich der Tsetsekrankheit

ebenso unterworfen sind, wie die Hausrinder. Von den natürlich immunisierten großen Wildbeständen Afrikas stammen nach den Ergebnissen der neueren Forschung verschiedene Krankheiten, die den gezähmten Rinderherden gefährlich werden, und man dachte daher daran, das ganze Großwild systematisch auszurotten. Kein Geringerer als Robert Koch hat einen solchen Vorschlag gemacht. Natürlich erhob sich lebhafter Protest aller Jagd- und Naturfreunde dagegen. In der Diskussion über das Thema tat einmal der frühere Gouverneur von Ostafrika, Freiherr von Rechenberg, den berühmt gewordenen und viel kolportierten Ausspruch: Ja, meine Herren, wir müssen uns darüber entscheiden, was wir eigentlich in Ostafrika haben wollen, eine Kolonie oder einen Zoologischen Garten! In solcher Schärfe besteht das Problem übrigens heute bei weitem nicht mehr, und die Ausrottung der Zebras, Antilopen, Büffel und Giraffen ist aus der kolonialwirtschaftlichen Debatte verschwunden.

Wir wiederholen: die wichtigste Aufgabe materieller Art zur Verbesserung des Lebens der afrikanischen Eingeborenen ist die Beseitigung des Tsetse-Übels. Erst von da ab kann von einer be-

deutenden positiven Kulturpolitik in Afrika die Rede sein. Auf der andern Seite aber muß man sich auch darüber klar sein, daß äußere Maßnahmen allein, mögen sie auch von den wohlthätigsten Folgen begleitet sein, nicht alles Notwendige zu leisten vermögen. Die Eingeborenen müssen auch innerlich beeinflusst und erzogen werden. Durch den plötzlichen Hereinbruch der europäischen Kultur ist der Neger in vieler Beziehung geistig entwurzelt. Die Forderungen des neuen Lebens, die Notwendigkeit, sich den Interessen der europäischen Wirtschaft und Verwaltung anzupassen, treten rücksichtslos an ihn heran. Das gilt für alle europäischen Kolonien in Afrika, am meisten aber für diejenigen, in denen das neue Leben am stärksten pulsiert und die Europäer am energischsten arbeiten. Die alten Stammesverbände, die Festigkeit der alten Sitten und Lebensgewohnheiten, die Autorität der Häuptlinge und der Alten gehen zugrunde und Neues, Unklares, Unbegriffenes tritt überall an die Stelle. Man darf nicht vergessen, daß die Neger vor der Einführung der europäischen Wirtschaft in Afrika zwar eine primitive, aber doch eine in sich geschlossene Kultur besaßen. Wenn diese jetzt zerstört wird, so müssen

die Leute auch in ihrem Innenleben etwas Neues dafür erhalten. Hierzu ist die christliche Mission unentbehrlich. Man kann im einzelnen manche Vorwürfe gegen die Mission und die Missionare erheben, aber die Tatsache ist unwiderleglich, daß der christliche Neger gesitteter, kultivierter und vor allen Dingen viel kinderreicher ist, als der heidnische oder islamische. Außerdem ist ein großer Unterschied zwischen manchen getauften Negern vorhanden, die einzeln sich hier und da unter den Weißen einen Platz suchen und vielfach in der Tat wenig erfreuliche Elemente sind, und denen, die unter dem Einfluß der Mission dorfweise oder stammweise geschlossen sitzen bleiben und in der Heimat ihr bodenständiges Leben und ihre Eigenwirtschaft in geförderter Form weiterführen.

Die Größe, Schärfe und unmittelbare praktische Bedeutung der Probleme, um die es sich jetzt in Afrika handelt, nötigt alle beteiligten Stellen, die Mission, die Verwaltung und die öffentliche Meinung daheim wie in den Kolonien, ihre inneren Beziehungen und, wo nötig, auch ihr äußeres Verhältnis, ihre Praxis und ihre grundsätzliche Betrachtungsweise gegenüber den einschlägigen Fragen zu revidieren. Die Mission muß dabei vor allen

Dingen das Zugeständnis machen, daß sie die Rassenverschiedenheit, die soziale Scheidung, die moralische und politische Autorität der Weißen gegenüber den Schwarzen praktisch vorbehaltlos anerkennt und auch zugesteht, daß gegenüber der vordringenden Besiedelung und Bewirtschaftung der Kolonien durch die Europäer die Eingeborenen keinen Anspruch auf Schutz rückständiger Wirtschafts- oder Kulturformen, keinen Anspruch auf Fernhaltung der Weißen von ihren Wohngebieten und auf Befreiung von der organisierten Lohnarbeit im Dienst der nationalen Allgewirtschaft des kolonisierenden Volkes haben. Die schwierige Frage nach der vorhandenen oder nicht vorhandenen Gleichheit des Entwicklungsziels bei Weiß und Schwarz kann dabei der grundsätzlichen Erörterung vorbehalten bleiben. Andererseits muß der Mission zugestanden werden, daß sie allein imstande ist, an die Stelle der zerstörten alten Eigenkultur der schwarzen Rasse im geistigen Sinne eine neue und wirksame Zucht innerhalb der natürlichen Verbände der Eingeborenen oder, wo diese unwiederbringlich zerstört sind, innerhalb der neugebildeten Gemeinden, zu schaffen. Auf diesem Wege ist es möglich, den Neger in ein begreifendes

und innerliches Verhältnis zu den Gütern der neuen Kultur, zu den gesundheitlichen, wirtschaftlichen und allgemein organisatorischen Forderungen und Gütern zu bringen, die mit der Herrschaft, die wir über ihn ausüben müssen, untrennbar verbunden sind.

Unter den deutschen Kolonien weisen zwei noch eine besondere Aufgabe mit Bezug auf die Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung auf: Ostafrika und in noch höherem Grade Kamerun. Hier wie dort handelt es sich um die Bekämpfung der Schlafkrankheit. In Ostafrika kann man sagen, daß die bisher getane Arbeit bereits einen sichtbaren Erfolg zeigt; in Kamerun standen wir nicht nur erst am Beginn des Kampfes mit der Seuche, sondern das Übel ist auch viel größer. Die Schlafkrankheit beim Menschen ist, wie bereits eingangs bemerkt, nahe verwandt mit der Tsetsekrankheit bei den Rindern und Pferden. Hier wie dort sind die Erreger Trypanosomen, und nach neueren Untersuchungen glaubt man sogar, daß außer der Schlafkrankheitsfliege auch die gewöhnliche Tsetsefliege imstande ist, die Trypanosomenkrankheit der Menschen zu übertragen. Von allen europäischen Kolonialvölkern in Afrika haben bisher nur die

Engländer und die Deutschen die Rettungsarbeit an den Eingeborenen in den von der Schlafkrankheit befallenen Gebieten mit vollem Nachdruck aufgenommen. Im belgischen Kongo wird nur Ungenügendes geleistet und in Französisch-Äquatorialafrika kaum mehr. Sowie wir das bisherige französische Kongogebiet übernommen hatten, gingen auch die ärztlichen Expeditionen dorthin, und die Arbeit wurde organisiert. Ich habe selbst an dem Marsch des damaligen Chefarztes beim Gouvernement von Kamerun, Professor Ruhn, durch den Süden unserer alten Kolonie und durch die Schlafkrankheitsgegenden im Zentrum von Neu-Kamerun im Januar und Februar 1913 teilgenommen und eine Anschauung von den schrecklichen Verwüstungen erhalten, die dort während des letzten Jahrzehnts durch die ungenügende Sanierungspolitik der Franzosen zugelassen worden sind.

Man darf sich nicht darüber täuschen: Die Schlafkrankheit hat bisher fast nur Fortschritte gemacht. Zum Stehen gebracht scheint sie lediglich in Britisch- und Deutsch-Ostafrika zu sein. Im Belgischen Kongo ist in ausgedehnten Provinzen die Eingeborenenbevölkerung bis auf geringe Reste ausgestorben oder menschlicher Voraussicht nach

dem Aussterben verfallen. Das Gebiet zwischen dem Kongo und Ubangi hat teilweise geräumt werden müssen; Regierungs- und Handelsstationen sind zurückgezogen. Gerade diesen Teil der Kongo-Kolonie war jene erwähnte belgische Stimme so naïv, für nicht weniger als zwei Milliarden Francs Deutschland zum Kaufe anzubieten. Auch der Norden der portugiesischen Kolonie Angola ist schwer verseucht, und die Portugiesen haben nicht die Mittel, um etwas Rechtes zu tun. In Französisch-Gabun, dem bei Frankreich verbliebenen Stück des früheren französischen Kongo, sind die Zustände gleichfalls schlimm. Es scheint, daß mit der Schlafkrankheit eine Geißel von ähnlicher Furchtbarkeit über die Negerbevölkerung Afrikas hinweggeht, wie über die europäischen Völker vor Jahrhunderten der schwarze Tod des Mittelalters. In dem Kampf gegen das Unheil, das dürfen wir sagen, steht Deutschland jetzt an der ersten Stelle. Ich habe Briefe von persönlichen Bekannten aus den Lagern erhalten, in denen in Alt- und Neukamerun die Schlafkranken gesammelt und behandelt werden, Briefe, die darin übereinstimmen, daß sich die bis dahin scheuen und wilden Eingeborenen schließlich von selber vertrauensvoll bei den deutschen Ärzten

einfinden und um Behandlung baten. Auch gegen die Schlafkrankheit wird noch nach einem durchgreifenden Mittel gesucht, aber man ist doch schon weiter als in der Tsetsefrage. Außerdem wird mit Energie an der Abholzung der buschigen Flußufer gearbeitet, auf deren dunklem Boden im feuchten Pflanzenmoder die Larven der Schlafkrankheitsfliege sich entwickeln. Das deutsche Verantwortlichkeitsgefühl und die deutsche Arbeitsenergie scheinen bei dieser Hilfeleistung, die für viele Millionen von Eingeborenen die allernotwendigste ist, bahnbrechend und vorbildlich wirken zu sollen.

Man wird nicht leugnen können, daß die Verbreitung der Schlafkrankheit in Afrika eine Folge des von den Europäern in den schwarzen Erdteil hineingebrachten Verkehrs ist. Die Krankheit hat sicher schon von alter Zeit her existiert, aber sie war auf entlegene Herde im Innern, hauptsächlich im Kongobecken, beschränkt. Die Trägerkarawanen, die Forschungsreisen und Kriegszüge haben seit einem Menschenalter die Bevölkerung Innerafrikas auf weite Strecken hin, Stamm für Stamm, Landschaft für Landschaft, so stark in Berührung miteinander gebracht, daß auch die furchtbare Seuche sich durch einen großen Teil des Kontinents ver-

breiten konnte. Es liegt auf der Hand, welche eine moralische Verantwortung uns Weißen dadurch auferlegt ist. Zwar haben wir ein Recht, das alte Wort von Hause Seefahrt in Bremen für Afrika so zu verändern: „Fortschritt ist notwendig, Leben ist nicht notwendig“, aber wenn der einzelne dem Kulturfortschritt zum Opfer fällt, so muß doch das Ganze zuletzt besser werden als vorher. Besserung bei der Negerrasse heißt aber Erziehung zur Arbeit und Sittlichkeit. Ein noch größeres Übel als Schlafkrankheit und Tsetse ist es, wenn die Männer nicht arbeiten wollen und die Weiber statt ihrer auf dem Felde den Boden hacken und beim Wegebau, wenn die Verwaltung Arbeiter verlangt, den Spaten führen müssen. Je höhere Anforderungen wir an die Eingeborenen stellen, desto entschiedener müssen auch die Männer mit heran — aber um Anforderungen zu stellen, müssen wir die Leute erziehen. Zu vielerlei Handarbeit, selbst zu solcher, die exaktere Technik verlangt, wie Schmieden, Schlossern, Tischlern, Bimmern, Mauern, aber auch zur Ausbildung als Handlungsgehilfen, Kanzlisten und dergleichen, auch zu Missionslehrern und Hilfspredigern, sind die Schwarzen fähig, wenn sie ausgebildet und dauernd unter Anleitung gehalten werden. Ob

die Rasse später einmal imstande sein wird, Selbstständiges auf geistigem Gebiet zu leisten, ist eine Frage, die verschieden beurteilt wird. Ich persönlich hege für absehbare Zeit nur mäßige Hoffnungen; in den Kreisen der Mission und unserer heimischen Negerfreunde wird vielfach anders geurteilt. Die Entscheidung kann nur die Zukunft bringen, und vermutlich wird sie um so besser ausfallen, je mehr Leute bei uns zu Hause ein aufrichtiges Interesse an der Negerfrage gewinnen.

Bekommen wir im Friedensschluß neue und große Teile von Afrika, so werden alle diese Fragen, Tsetse, Schlafkrankheit, Eingeborenenkultur, Missionserziehung und noch vieles andere eine sehr erhöhte Bedeutung für uns gewinnen. Es ist ein großer Unterschied auch in der Verantwortung eines Volkes, ob es einige Kolonien in Afrika besitzt oder ein wirkliches afrikanisches Kolonialreich. Von Grund auf behandeln lassen sich all diese Probleme in beschränkter Zeit und auf beschränktem Raume nicht, aber vielleicht genügt das Gesagte, um deutlich zu machen, daß es nicht genug wäre, sich im Frieden möglichst viel und möglichst große Gebiete zusprechen zu lassen, sondern daß es sehr wichtige und tief-

greifende Fragen gibt, die auch dann zu lösen übrig bleiben.

Afrika, d. h. Innerafrika, das tropische Afrika, ist eine der großen, im Umbau begriffenen Welten. Wir haben, unserem Thema gemäß, von der afrikanischen Welt am ausführlichsten gesprochen, aber es gibt drei solcher Welten: 1. das tropische Afrika, 2. den Orient und 3. Ostasien, und wir müssen sie im Zusammenhang miteinander erwähnen, wenn von der Zukunft deutscher Kolonial- und Überseearbeit die Rede sein soll.

Afrika hat Jahrtausende hindurch dagelegen, ohne daß die beiden wichtigsten Faktoren der Produktion, der Grund und Boden und die menschliche Arbeitskraft, in rationelle Beziehung zueinander gesetzt wurden. Man hat viel darüber gestritten, ob die Neger faul sind. Die einen sagen: Ich habe doch gesehen, wie die Kerle faulenzten, sie haben kein höheres Streben, als nichts zu tun. Der andere sagt: Ich habe gesehen, wie die Leute fleißig auf den Feldern hackten und ackerten, um zu ihren Körnern zu gelangen. Beides kann richtig sein. Die armen und schwachen Stämme sind von den kriegsstarke Stämmen in unfruchtbare Rückzugsgebiete ver-

drängt worden, und in diesen Gebieten müssen sie natürlich stark arbeiten, um dem mageren Boden zu entringen, was sie brauchen. Die starken Stämme sitzen in den günstigsten Gebieten; sie sitzen vor allem auf den weiten, von Gras und Hochwaldbeständen erfüllten Savannen. Da gibt es viel Wild. Wenn das Gras dürr geworden ist, wird es systematisch angesteckt, dann kommt die Feuerjagd. Das Wild, das in den Grasmassen verborgen ist, wird in bestimmter Richtung getrieben. Sobald es aus der Feuerzone hervorkommt, wird es von den Jägern mit Speiß, Bogen und Pfeil oder mit Feuerwaffen empfangen. Da gibt es viel Fleisch zu essen, und daher sind die Savannen alle im Besitz der starken Völker. Auch diese treiben Ackerbau, d. h. die Frauen müssen das Feld bestellen, und zur Saison wird gejagt. Die schwachen Völker sind in die großen Wälder hineingetrieben, wo es wenig jagdbare Tiere gibt, und wo es sehr schwierig ist, den Boden ertragsfähig zu machen, weil die Bäume erst gefällt werden müssen, oder in Steppen, wo sie wie die Buschleute ihr kümmerliches Dasein fristen. Also kann man weder sagen, der Neger ist an sich faul, noch der Neger ist an sich fleißig, sondern man muß sagen: der Neger arbeitet in

der Regel nicht mehr, als er arbeiten muß, um seine Nahrung zu haben, ein gewisses Existenzminimum zu haben, das auch beinahe schon sein Existenzmaximum ist. Ein guter Freund von mir, ein alter Afrikaner, sagte: Existenzminimum in Afrika bedeutet, wenn der Schwarze sich satt essen kann, Existenzmaximum, wenn er sich satt fressen kann. Hat er reichlich Hirsebier, Fleisch, Brei, Bananen usw., dann ist er sehr zufrieden, aber sehr viel weiter reichen seine Wünsche nicht. Wenn Sie ihm anbieten, Sie wollen ihm eine schöne, tapezierte Wohnung bauen oder ein Klavier schenken oder einen Zylinderhut, oder den Kindern eine französische Gouvernante halten, so wird er diese Kulturerrungenschaften wenig zu schätzen wissen, er hat kein Bedürfnis danach. Anders bei uns. Die ganze, Jahrtausende alte Ertragsmenge unserer Kultur ist doch schließlich dadurch entstanden, daß die vielen aufeinanderfolgenden Generationen zu dem Existenzminimum, das jeder haben mußte, nacheinander jede etwas hinzuzutun verlangt haben. Wir sind alle miteinander nicht schon zufrieden, wenn wir gerade unsere physischen Bedürfnisse befriedigen können, sei es selbst reichlich, sondern wir wollen noch Bildungsgenuß, Kunstgenuß, Woh-

nungsgenuß usw. haben, wir wollen unsere Kinder höher bringen als wir selber stehen. Wir alle streben nach mehr als dem Existenzminimum. Und ein Plus ums andere, eine Generation, die über das Existenzminimum der vorhergehenden hinausstrebt, um die andere, geben mit der Zeit schließlich die Summe unserer Kultur. Daran hat es in Afrika, ich will nicht sagen vollständig, aber doch im ganzen sehr stark gefehlt. Wo Kulturfortschritte im inneren Afrika gemacht worden sind, stammen sie meist daher, daß fremde, höher kultivierte Stämme, z. B. die Araber, eingedrungen sind und die eigentlichen Neger beeinflusst haben. Viele Jahrtausende lang war der Stand der Dinge in Afrika so: Gewaltige Flächen an sich ertragsfähigen Bodens, gewaltige menschliche Arbeitskraft existierten, aber von dieser menschlichen Arbeitskraft wurde nur ein kleiner Bruchteil dazu verwendet, dem Boden zu entringen, was er an sich hätte hergeben können. Es gab kein starkes Plusbedürfnis des Einzelnen über sein Existenzminimum hinaus, und wenn es selbst ein solches Bedürfnis gegeben hätte, hätte man es schwer befriedigen können. Auch der Austausch von Gütern und Werten gehört zu den Kulturfortschritten. Damit hat sogar die Kultur

angefangen, daß die Menschen ihre Erzeugnisse tauschten und die Verkehrsentwicklung mit der Fähigkeit, ihre Bedürfnisse zu befriedigen, steigerten. Das geht aber nur in einem Lande mit natürlichen Verkehrsmöglichkeiten an. In Afrika ist wenig davon die Rede. Warum hat der Europäer in früheren Jahrhunderten nur die Küsten Afrikas gekannt? Eben darum, weil die Ströme in ihrem Unterlauf wegen des Abfalls vom Hochland ins Küstenland durch Fälle und Katarakte gesperrt sind. Der einzige große Strom in Afrika, der ohne solche Katarakte im Unterland dahinströmt, ist der Niger, und gerade der war an der Mündung durch ein mörderisches Klima verschlossen. Die Engländer haben vom Beginn des 19. Jahrhunderts an versucht, den Lauf des Nigers aufwärts vorzudringen, aber sie wurden jedesmal mit entsetzlichen Menschenverlusten zurückgeschlagen. Erst mit Beginn der Malariaprophylaxe gelang es, das Nigergebiet zu öffnen.

Jahrhunderte war das Hauptprodukt, das Afrika lieferte, schwarzes Elfenbein, Sklaven. Jahrhundertlang haben sich die evangelischen und die katholischen Völker Europas dadurch bereichert, daß sie Sklaven raubten, über den Atlantischen Ozean nach

Nord- und Südamerika verschifften und verkauften. Der König von Spanien, der Doge von Venedig, der König von England, der Kurfürst von Brandenburg, der ja auch einmal ein Stück afrikanischen Landes besaß, haben alle ohne Gewissensbedenken — die kannte man damals nicht — ihren „Lieben und Getreuen“ Privilegien für den Sklavenhandel ausgestellt. Wenn man den Leuten keine Sklavenhandelsprivilegien gegeben hätte, so hätten sie überhaupt keine Werte aus Afrika herausholen können, denn das bißchen Goldstaub und Elfenbein, was aus Afrika kam, war nicht von Bedeutung für den Welthandel.

Dann aber brachten die großen Afrikaexpeditionen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Aufklärung, daß die eigentlichen Werte, die fruchtbaren Böden, die gesunderen Hochländer, die verhältnismäßig dichte Bevölkerungsmenge, die vorgeschrittene Eingeborenenkultur, tief im Innern lagen. Das hatte man jahrtausendlang nicht gewußt. Als man es erkannte, haben zuerst die Engländer zugegriffen, dann kamen die Franzosen; die Deutschen zuletzt. Man ging mit Eisenbahnen ins Innere vor und begriff, welche Rolle es in Afrika spielen würde, wenn die großen Produktionsfakto-

ren wirksam werden, Grund und Boden und leistungsfähige menschliche Arbeitskraft in großem Stil in Beziehung zueinander gebracht werden würden. Man sah ein, wie massenhafte industrielle Rohstoffe für Europa in Afrika erzeugt werden konnten, um so nützlicher für ein bestimmtes Land, je größere Kolonialgebiete es beherrschte; man sah auch z. B., von welchem Werte für die großen Industrievölker es sein würde, wenn sie sich durch Ausnützung ihrer afrikanischen Kolonien einigermaßen von dem Monopol Amerikas in Baumwolle emanzipierten. Deutsche, Engländer, Franzosen warfen sich fast gleichzeitig auf das Problem, ihre Kolonialgebiete in Afrika zu Baumwollländern zu entwickeln. Das große Hindernis ist auch da die Tsetsefliege. Ohne Pflugkultur muß, ausgenommen höchstens die bevorzugten Striche, wo der Dampfpflug arbeiten kann, natürlich auch die Baumwollkultur von den Negerweibern mit der Hacke bestritten werden, und wenn das Weib einen Morgen für Nahrungsmittel umgeackert hat, Hirse, Bananen, Maniok u. dgl., dann kommt erst der zweite Morgen für die Baumwolle dran. Man kann aber eine Million Negerfamilien anstellen, um eine Million Baumwollballen zu produzieren,

und das wäre auch noch lange nicht das, was Deutschland jährlich an Baumwolle verbraucht. Also auch wenn wir uns von diesem Ende dem afrikanischen Kulturbild nähern, stoßen wir auf das eigentliche Ur- und Grundhindernis: die Tsetse!

Also ich wiederhole: Die Aufgabe, aus Afrika wirtschaftlich etwas zu machen, kann nur durch einen großen Umbau erzielt werden, einen Umbau der Fundamente und einen Umbau des auf diesen Fundamenten zu errichtenden Kulturgebäudes. Boden und menschliche Arbeitskraft müssen in rationeller Beziehung zueinander gesetzt, Eisenbahnen müssen gebaut, Flüsse schiffbar gemacht, die Glossinen ausgerottet werden — dann erst kann ein neues Afrika entstehen. Wer wird der Baumeister der neuen Welt sein? Ich nehme an, daß wir aus dem Weltkrieg, in dem wir heute stecken, als die eigentlichen materiellen und moralischen Sieger hervorgehen. Wir können vielleicht zweifeln, was uns an unseren Ost- und Westgrenzen oder sonst in Europa als Frucht dieses Sieges zuteil werden wird. Wir können die Frage aufwerfen: Wird es uns gelingen, die Verteidigungslinien der Franzosen und Engländer im Westen so zu durchbrechen, die Russen im Osten so niederzu-

ringen und alle Feinde so zu schädigen und zu packen, daß sie um Frieden bitten müssen? Wird es uns gelingen, nach Ägypten vorzudringen und dort mit den Türken zusammen dem Feind die Hand an die Kehle zu legen, daß die Engländer in die Knie sinken? Selbst aber, wenn wir auf allen Kriegsschauplätzen nur teilweise befriedigende Resultate erzielen sollten, würde es mir doch glaublich erscheinen, daß wir in Afrika Erwerbungen machen, denn wir haben auf alle Fälle die großen Pfänder im Westen in der Hand, und es wird nicht einmal nötig sein, diese Pfänder — ich brauche sie nicht zu nennen — ganz herauszugeben; es würde genügen, wenn wir uns hie und da einen Schritt zurückziehen, um unsere Gegner schon um dessen willen zu veranlassen, daß sie uns die nötigen Kompensationen in Afrika geben. Ich wiederhole, dieser ganze Gedankengang gilt ja nur für den Fall, daß wir nach den eigentlichen Kampf-richtungen hin keine befriedigenden Erfolge durchsetzen können, und zu dieser pessimistischen Annahme liegt einstweilen kaum Grund vor. Selbst dann aber könnten wir immer noch hoffen, daß wir afrikanische Baumeister in größerem Stil für die Zukunft werden.

Die zweite im Umbau befindliche Welt ist der Orient. Er hat seit Jahrtausenden seine eigene und eigentümliche Kultur gehabt, ist stets stark herüber und hinüber mit den kulturellen Verhältnissen des Abendlandes verflochten gewesen, aber hat doch stets bis jetzt ein fast geschlossenes Ganzes gebildet. Die orientalische Kultur unterscheidet sich außerordentlich von unserer deutschen, mitteleuropäischen. Wir sind zunächst, äußerlich, gewohnt, den bebauten Zustand des Landes als den Normalzustand anzusehen, oder wenn nicht den bebauten, so doch wenigstens den wirtschaftlich benutzten. Fahren wir mit der Eisenbahn durch Deutschland, Frankreich und andere Länder Europas, so sehen wir: da ist das Land mit Getreide bestellt, dort sind Wiesen, dort Wälder in regulärer Nutzung, dort Weinberge und Gärten. Hier und da dazwischen sehen wir steiniges Hochgebirge oder ungenutztes Moor oder eine völlig leere Sandfläche, aber solch unbebautes oder Ödland nimmt nur einen ganz kleinen Raum ein. Sehen Sie in den Orient, nach Turkestan, nach Persien, nach Arabien, ja selbst nach Kleinasien, so werden Sie sehen, das Ödland ist mehr oder weniger der Normalzustand. Warum? Das anatolische Küsten-

gebiet, Syrien, Nordmesopotamien, Armenien, der Kaukasus, damit haben wir schon ungefähr die wenigen Gebiete beisammen, in denen der Regenfall ausreicht, um Getreide zu kultivieren. Sowie wir tiefer ins Innere gehen, regnet es lange nicht mehr genug, und wo es nicht genug regnet, sind nur die Flächen bebaubar, wo fließendes Wasser als Quelle, Bach oder Fluß sich dem Boden entringt. In Turkestan sind z. B. nur 2% des Bodens für den Ackerbau nutzbar, weil die primitive Technik der dortigen Völker nicht ausreicht, die großen Ströme mit ihren riesenhaften Wassermassen annähernd vollständig in den Dienst der Kultur zu stellen. In Babylonien und Mesopotamien sind die alten Dämme und Schleusen zum größten Teil zerstört; stellt man sie wieder her, so wird ein großer Teil der Fläche kultivierbar. Auf dem Hochlande von Iran sind nur 4% der Fläche kultiviert, für diese 4% reicht das von Natur vorhandene offen fließende Wasser aus. Aber gehen wir in ein Land der großen technischen Fortschritte, das im übrigen auch Trockenland ist, wie Australien, und sehen, wie dort Brunnenbohrungen auf Tausende von Fuß niedergebracht werden! Wenn diese die unterirdischen Wasservorräte er-

reicht haben, so strömt es artesisch in die Höhe in einer Menge, daß davon meilenweite Kulturen bewässert werden. Stellen wir uns vor, daß derartige technische Hilfsmittel und außerdem noch Dammbauten und Kanäle größten Stils auf den ganzen Orient angewendet werden, auf die großen, vom Menschen bisher nicht gebändigten und in seinen Dienst genommenen Ströme, auf die gewaltigen Wasservorräte, die tief unterirdisch vorhanden sind und mit modernen Bohrmaschinen angebohrt werden müssen, die den Leuten jetzt nicht zugänglich sind, so können Sie sich denken: die Anwendung unserer modernen Technik ist imstande, das bebauungsfähige Land im Orient zu vervielfältigen!

Der Krieg wird größtenteils auf orientalischem Boden entschieden werden. Es geht um die Dardanellen, es geht um Ägypten. Vielleicht ist es nur der „erste punische Krieg“, den wir führen; vielleicht folgt in einigen Jahren der zweite, wenn der große Völkerstreit diesmal nicht zum Austrag gebracht werden kann. Aber fallen wird die Entscheidung im Osten. Ich will nur ein Argument dafür beibringen. Man mag mit England anfangen, was man will, man kann ihm Schläge versetzen wo

auch immer: solange England Ägypten behält, hat es den Suezkanal und mit ihm die eigentliche Weltfessel in der Hand. Durch den Suezkanal geht der Weg nach allen Gebieten rings um den Indischen Ozean, auch zum Stillen Ozean, nach China, Japan, nach ganz Ostasien. Dort ist nicht allein England interessiert, sondern alle Handels- und Kulturvölker Europas, Deutschland, Italien, Frankreich, sind, wenn sie wirtschaftlich leben und fortschreiten wollen, darauf angewiesen, einen Anteil an der Entwicklung der Gebiete am Indischen und Stillen Ozean zu nehmen. Wenn aber England Herr in Ägypten bleibt, bleibt es auch in der Lage, allen diesen interessierten Völkern den Weg nach den Weltkulturgebieten beliebig zu öffnen oder zu schließen. Sollen wir Deutsche wirklich Freiheit unserer überseeischen Tätigkeit erlangen, so muß England aus Ägypten hinausgetrieben werden. Wir wollen dort nicht die Herren sein, wir sind zufrieden, wenn Ägypten wieder türkisch wird. Die Türken sind eine achtbare Militärmacht. Sie haben nicht ein so stark ausgedehntes Wirtschaftsleben und so starke Wirtschaftsinteressen, daß sie auf den Gedanken kommen könnten, eine Tyrannis wie die englische am Suezkanal und in

Ägypten zu üben, sondern sie werden sich begnügen, das Land militärisch gegen fremde Herrschaft zu sichern. Das ist der Zustand, den wir brauchen. Solange Ägypten von England nicht freigegeben ist, kann von einer vollen Entwicklungsmöglichkeit Deutschlands jenseits des Meeres nicht die Rede sein. Die Türken erproben es jetzt an dem Bündnis mit uns, was für eine Zukunft ihnen blüht. Siegen wir miteinander, wie ich fest glaube, wenn nicht im ersten, so doch im zweiten Kriege endgültig, dauernd, so werden die Türken die Erfahrung machen, daß dieses Bündnis mit Deutschland sie wirtschaftlich, politisch, geistig, kulturell und materiell vorwärtsbringt. Wir werden uns hüten, als ihre Herren oder Protektoren aufzutreten; wir werden ihre Freunde und Lehrmeister sein. Von der Erfahrung, die die Türken mit uns machen, wird dann unser weiteres Ansehen und werden unsere weiteren Erfolge bei den übrigen orientalischen Völkern abhängen, bei den Persern, bei den Afghanen, bei den mohammedanischen Indern, bei den Arabern, bei den Ägyptern. Haben wir mit den Türken zusammen gesiegt, so versteht es sich von selbst, daß jene Leute zu uns um Lehrer senden, und daß sie ihre Söhne

als Zöglinge zu uns schicken werden. Wir können sicher sein, daß dann eine große Welle von deutschen Schulmeistern, deutschen Technikern und anderen Kräften von uns in die orientalischen Länder fluten wird. So wie es jetzt in der asiatischen Türkei 600—800 französische Schulen gibt gegen kaum ein Duzend deutsche, so wird sich in einem Menschenalter hoffentlich das Verhältnis umgekehrt haben. Welch ein Strom deutschen Einflusses wird von Deutschland in den Orient fließen, welche tiefe Änderungen werden im Orient vor sich gehen, wenn es erst, im Laufe einiger Jahrzehnte vielleicht, so weit ist, daß Hunderte und Tausende von jungen Leuten aus dem Orient nicht mehr, wie heute, nach Paris, Genf oder England gehen, um sich eine akademische und technische Bildung zu holen, sondern nach Deutschland. Der große politisch-kulturelle Umbau des Orients wird, wenn wir die Sieger in diesem Kriege bleiben, uns ebenso zufallen, wie der Umbau Afrikas. Das gehört nicht zur deutschen Kolonialpolitik im engeren Sinne, wohl aber gehört es zur deutschen Überseepolitik. Wir dürfen nie daran denken, über die orientalischen Völker zwischen Suez und Singapore, zwischen Euphrat und Indus eine

Zwingherrschaft ausüben zu wollen, wie heute die Engländer. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß wir dazu noch viel lernen, uns noch eine ganze Menge „Übersee-Takt“ aneignen müssen, den wir durchaus nicht in Fülle besitzen, um diesen Aufgaben gerecht zu werden. Wir werden das aber an den großen Aufgaben selber begreifen.

Schließlich noch einen Ausblick auf das dritte Umbaugebiet, auf den fernen Osten, China. China ist die größte der drei Welten, von denen man sagen kann, sie werden vor den Augen unseres Geschlechtes äußerlich und innerlich umgebaut. China enthält 400 Millionen Menschen, den vierten Teil der Menschheit. Es hat eine Jahrtausende alte, geistig feine und hochstehende, technisch aber gering entwickelte Kultur. Die Chinesen haben in den letzten Jahrzehnten die Erfahrung gemacht, daß sie mit ihrer alten primitiven Technik nicht imstande waren, dem Eindringen der westlichen Völker zu widerstehen. Amerikaner, Japaner, Engländer, Russen, Deutsche, alles suchte nach China zu gelangen, Vorrechte zu erwerben, Stützpunkte zu bekommen, Eisenbahnen zu bauen. Die andern suchten auch viel Land an sich zu reißen; wir begnügten uns mit Tsingtau. Die

Russen nahmen die Mandschurei, die Engländer trachteten nach dem ganzen Jangtsegebiet, die Franzosen schauten nach dem Süden Chinas, die Japaner nach China überhaupt. Der Russisch-Japanische Krieg lehrte die Chinesen, daß die bis dahin von ihnen verachteten Japaner, das Affenvolk, wie sie sagten, dadurch, daß sie die „westliche Wissenschaft“ in sich aufnahmen, die Russen schlugen. Sie hatten nicht nur Lokomotiven und Panzerschiffe gebaut und gekauft, sondern waren ganz in die europäische Lehre gegangen, hatten junge Leute nach Europa geschickt, europäische Professoren zu sich berufen, alles vollkommen nach westlichem Muster organisiert, eben das, was die Chinesen aus Stolz so lange nicht tun wollten. Auf einmal schlug die öffentliche Meinung in China um. Die Chinesen erkannten: es bleibt uns nichts anderes übrig, als dem Beispiel Japans zu folgen; wollen wir vorwärtskommen, so müssen wir die westliche Wissenschaft zu uns rufen. Es ist bewunderungswürdig, wie schon im Jahre 1908 die chinesische Regierung das Gesetz erließ: das alte Schulungs-, Bildungs- und Prüfungswesen wird abgeschafft; besonders für die Erlangung von Staatsämtern ist vor allem der Nachweis von

gewissen Kenntnissen auf dem Gebiet der westlichen Wissenschaften nötig, Geschichte, Volkswirtschaft, Mathematik, westliche Sprachen, Technik, Chemie, alles Dinge, die der alten chinesischen Kultur fremd gewesen waren. Natürlich war nicht zu erwarten, daß mit diesem Dekret auf einmal die Bildung Chinas sich änderte. Woher sollten die Leute die Bildung und die Lehrkräfte hernehmen? Trotzdem bleiben dieses Ereignis und dieser Entschluß bewundernswert, eine tausendjährige Kultur zugunsten der neuen zu depossedieren. Um nichts Geringeres handelte es sich, als die Chinesen sich sagten: so sehr auch uns unsere alte Kultur ans Herz gewachsen sein mag, mit ihr können wir nicht auf die Dauer dem Ansturm der Westvölker standhalten, wir müssen bei ihnen in die Schule gehen, um uns gegen sie zu wehren. Es versteht sich von selbst, daß, wenn wirklich die Technik und die geistigen Wissenschaften Europas Einzug in China halten, davon die allertiefsten Wirkungen auf das chinesische Wesen ausgehen werden. China bietet zwar jetzt das Bild eines politischen Auflösungsprozesses, aber trotzdem wird es von Japan nicht bis ins Mark getroffen werden können. Die Geschichte Chinas hat schon oft genug gezeigt,

daß jeder, der sich daran machte, es zu verschlucken, es nicht verdauen konnte, daß China aber seinerseits imstande war, alle Eroberer zu assimilieren. Es ist ausgeschlossen, daß ein Volk, nur ein Behntel so groß wie das chinesische, mit außerordentlicher Kapitalsarmut und gleicher Armut an geistigen Kulturgedanken, imstande sein sollte, China im Handumdrehen zu unterwerfen. Was hätten die Japaner den Chinesen zu geben? Sie haben sich ja selbst erst die europäische Bildung, und zwar nicht vollwertig, sondern mehr oder weniger mechanisch, wenn auch auf die Art bewundernswürdig, angeeignet. Sie können China nicht befruchten. Dazu ist nur die abendländische Kultur in ihrer ganzen Fülle und in ihrem ganzen geistigen Gehalt imstande. Die eigentliche tiefe Einwirkung auf die chinesische Welt wird dann kommen, wenn Tausende, Behntausende von jungen Chinesen anfangen werden, die wirklichen Quellen unserer Bildung und Kultur zu studieren, wenn ihnen die ganze eigentümliche Fragestellung der Europäer aufgeht, wenn ihnen aufgeht, wie sich die Europäer den sittlichen und Kulturproblemen gegenüberstellen, und wenn uns Europäern aufgeht, wie die Chinesen die Fragen an das Menschenschicksal,

die Fragen: Was ist Sittlichkeit, was ist Religion, was ist Pflicht, sich von Urzeiten an gestellt und beantwortet haben. Sie haben das auf eine sehr eigentümliche Art getan; ihre sittliche, politische und philosophische Fragestellung weicht ganz und gar von der unsrigen ab, ist aber durchaus auch von sittlicher Tiefe und Originalität. Ich kann mich über dieses interessante Problem hier nicht weiter verbreiten und will nur sagen, daß die geistigen Grundlagen der chinesischen Kultur außerordentlich tief hinabreichen. Wenn so verschiedenartige Geisteswelten, wie die chinesische und die europäische, aufeinander zu wirken anfangen, so kann man gar nicht im voraus sagen, was das Ergebnis sein wird. Jedenfalls etwas ganz Neues, und wahrscheinlich etwas kulturell Produktives.

Wir fragen, welches von den großen europäischen Kulturvölkern den Baumeister für den äußeren und inneren Umbau Chinas abgeben wird? Die Japaner, die ja Asiaten sind, sicher nicht. Sie kommen aus den obengenannten Gründen nicht in Frage. Die nächste Frage ist, ob es die Engländer sein werden. Heute können wir hoffen, daß sie es nach diesem Kriege vermutlich nicht mehr sein werden. Ob wir dazu gelangen,

das wird davon abhängen, wie wir nach dem Kriege dastehen werden. Wenn wir siegen, werden wir vermutlich auch in Ostasien groß dastehen, und selbst wenn wir nicht mehr siegen sollten, als Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege, so wird auch das schon einen ungeheuren Eindruck machen. Die ganze Welt hat geglaubt, wir würden unterliegen; man hat unsere Gegner für so mächtig gehalten, daß niemand Vertrauen auf einen günstigen Ausgang der deutschen Sache setzte. Siegen wir trotzdem, so wird die Schlußfolgerung für die Chinesen sein: Wollen wir um Lehrmeister uns an die Sieger oder an die Besiegten wenden? Wir wollen uns die Aufgabe, die Führung bei dem Umbau der chinesischen Welt zu übernehmen, durchaus nicht zu leicht denken. Wir wollen uns nicht einbilden, daß wir, wie wir hier gehen und stehen, alle in der Lage sind, den Chinesen Bringer der europäischen Kultur und Bildung zu werden. Auch das werden wir lernen müssen, aber an der großen Aufgabe werden wir selber heranreifen!

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.



Paul Rohrbach

**Unsere
koloniale Zukunftsarbeit**

6. Tausend.

Steif broschiert 80 Pfg.

Hermann Bahr

Das österreichische Wunder

3. Tausend.

Steif broschiert 60 Pfg.

Heinrich Lhotsky

Um den Völkerfrieden

6. Tausend.

Steif broschiert 80 Pfg.

Die Arbeiten Rohrbachs, Bahrs und Lhotskys tragen
den Stempel der weltbewegenden Gegenwart; sie sind
packend und für jedermann verständlich.

Die Bändchen haben einheitliche Aufmachung und
sind auf Bütteln gedruckt. Der Umschlag ist zweifarbig.

In jeder Buchhandlung zur Einsicht.
Verlag Die Lese, Stuttgart.

Diese vier Kriegsbücher besitzen

bleibenden



Wert.

Martin Lang

Schwäbische Kunde

aus West und Ost

1. bis 12. Tausend

Geheftet Mk. 1.50 — Gebunden Mk. 2.50

Der Verfasser von „Feldgrau“ wird sich auch mit diesen neuen Aufzeichnungen einen großen Leserkreis schaffen.

Karl Bleibtreu
Die Entscheidungsschlacht

und andere Kriegsnovellen

1. bis 10. Tausend.

Mk. 1. — broschiert.

Mk. 1.50 gebunden.

Luftabenteuer

Ein Fliegerbuch
von Theodor Ekel

1. bis 23. Tausend.

Mk. 1. — broschiert.

Mk. 1.50 gebunden.

Der Gespensterkrieg

von Gust. Meyrink, A. M. Frey, Kurt Münzer,
R. S. Strobl, eingeleitet von Herbert Eulenberg

mit ganzseitigen Bildern von Alfred Rubin

Broschiert Mk. 1.50 — Gebunden Mk. 2.50

In jeder Buchhandlung vorrätig.

Verlag Die Lese, Stuttgart.

„Die Lese“

eine wohlfeile, vollstümliche Wochenschrift, will eine Auslese des Besten, was Dichter und Denker geschaffen, in die weiten Kreise der hierfür Empfänglichen tragen.

Sie will die Liebe zur Dichtung, Wissenschaft und Kunst auch bei den heute noch Teilnahmslosen erwecken, die allgemeine Urteilskraft schärfen, und durch gediegenen Lesestoff die Flut elenden und schlechten Schreibwerks verdrängen.

Sie steht auf gemeinnütziger Grundlage und wird alle Überschüsse der Gesamtheit für Aufgaben zuweisen, die im Sinne der genannten Ziele sind.

Sie wendet sich an alle Schaffenden, die nach harter Werktagsarbeit Stunden froher Unterhaltung und reinen Genusses ersehnen, an jene Bildungshungrigen, die ihre Kenntnisse auf allen Wissensgebieten zu erweitern trachten, an die Gebildeten, die einem kleinen oder größeren Kreise Führer sein wollen.

An alle diese ergeht ihr Ruf und ihre Bitte, sich ihr anzuschließen und durch den Bezug der Zeitschrift ihren Gedanken zum Siege zu verhelfen.

Der Bezugspreis

der Lese beträgt vierteljährlich Mk. 1.80 und 12 Pfg. Bestells geld. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Alle Bezieher der Lese

erhalten in jedem Jahre vier Bücher von hohem Werte als Beigabe.

|| Probenummern werden ||
kostenlos abgegeben. ||

Während des Krieges erscheint „Die Lese“ als

Kriegs-Lese

und ist auch ohne Buchbeigabe zum Preise von 10 Pfg. für die Nummer zu beziehen.

Die Lese, Verlag G. m. b. H., Stuttgart.

